

Der Satellit erscheint als
Beiblatt der Kronstädter Zei-
tung jeden Montag und
kann nur mit dieser Zeitung
pränumerirt werden.

Der Satellit.

1857

Der Pränumerationspreis für
Satellit und Kronstädter Zei-
tung beträgt halbjährig ohne
Postzusendung 4 fl., mit post-
freier Zusendung in die k. k.
Staaten 5 fl., ins Ausland
6 fl. 36 fr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 2.

Montag, den 12. Januar 1857.

18. Jahrgang.

Wie in Valenburg der Fortschritt angebahnt wurde.

Die Valenburger hatten ein Gymnasium, ein Seminarium, eine Realschule und eine Elementarschule. Eines Abends saßen sie in der gewohnten Schenke, an den gewohnten Tischen, mit dem gewohnten Kartenspiel beschäftigt, den gewohnten Wein trinkend, und von Zeit zu Zeit die gewohnten Worte fallend lassend: „es geht doch nichts über unser Valenburg mit seinen Schenken und Kartentischen, mit seiner Promenade und dem guten Geist, der die Bevölkerung belebt!“ An einem der Tische saßen vier „Fortschrittsmänner“. Ihr Spiel war eben zu Ende, aber sie blieben noch ein Stündchen beisammen, um sich über das Wohl der Commune zu besprechen. „Es ist doch, begann A., einbarer Unsinn, daß wir hier in Valenburg ein Gymnasium haben. Wer braucht denn heutzutage etwas Anderes zu lernen, als lesen, schreiben und rechnen, und das Alles kann man in der Elementarschule zur Genüge lernen!“ „Dem stimme ich bei“, sprach B., „aber ich frage: wozu haben wir in Valenburg ein Seminarium? Wenn die Dörfer Schullehrer brauchen, so mögen sie dieselben ausbilden lassen, wo sie wollen, nur nicht hier. Uebrigens brauchen sie gar keine Schullehrer. Wozu ist denn der Pfarrer da? Er bringe seinen Kirchenskindern einen Begriff bei, von den neuesten Entdeckungen auf dem Felde der Agrikultur, lehre sie den Guano anwenden; mehr ist einem Bauer zu wissen nicht nöthig, noch gut. Und folglich ist das Seminarium überflüssig. Die Bauern kommen sonst am Ende noch auf den Gedanken, Gewerke treiben zu wollen. Da könnten wir Stadtleute Maulaffen feil halten zum Fenster hinaus, oder gar Hunger leiden.“ Hier fiel ihm C. in die Rede: „Sie haben Recht, lieber Freund, aber gehen Sie doch ums Himmelswillen gründlich zu Werke, bleiben Sie sich consequent und fügen Sie hinzu: die Elementarschule ist noch überflüssiger als das Seminarium. Warum sollen die armen Buben 3 oder 4 Jahre nur so hintrinken und nichts lernen, was sie in der Industrie fördert. Die Realschule allein thut uns noth, das ist die Hauptsache. Warum ist unser Land so weit hinter den Engländern zurück? Weil wir keine Realschule gehabt haben. „Weg also mit allen Schulen“, fiel hier eine vierte Stimme ein, „die uns nichts nützen, weg darum auch mit der ersten Realklasse, wo die Kinder nichts lernen, als schöne Geschichten und Verse; weg damit, wir haben genug mit der zweiten Realklasse, die demnächst eröffnet werden wird. Da erhalten unsere Kinder eine Idee von der Chemie, von der Erfindungskunst und Technologie, — und ihnen gehört dann die Zukunft. Und können wir es dahin bringen, daß alle diese Anstalten, die zweite Realklasse ausgenommen, aufgehoben werden, so sind die Hindernisse entfernt, die dem Aufblühen der Industrie und dem Fortschritt überhaupt in Valenburg seit Jahrhunderten im Wege standen.“

Während dieser interessanten Debatte füllte sich der Raum

um den Tisch herum mit neugierigen Zuhörern, die Allen beistimmend und die schlagende Beweisführung bewundernd, mit dem Köpfen nickten.

Zuletzt gaben sich die Viere eine freundliche gute Nacht und schieden im beglückenden Bewußtsein, den Fortschritt in Valenburg angebahnt zu haben.

Ferdinand II., König von Neapel.

Ferdinand II. wurde als der Sohn Franz I., Gatten der verstorbenen Erzherzogin von Oesterreich, Maria Clementina, am 10. Januar 1810 in Palermo geboren und erhielt den Titel Herzog von Noto. Die königliche Familie war dazumal im Exil und gerade in dem Jahre der Geburt dieses Prinzen wurde das Parlament in Sizilien eröffnet, in welchem sein Vater sich zu der liberalen Opposition hielt. Ferdinand II. war bei seiner Geburt nicht wirklicher Erbinz von Neapel, allein nach und nach starben alle Prinzen, welche Anrecht auf den Thron besaßen.

Von den früheren Neigungen dieses Prinzen berichtet uns Malzani, dessen Biographie des Königs uns vorliegt, daß er als Knabe besonders Freude daran gehabt habe, den Löwen des k. Parkes Lämmchen vorzuwerfen und sich mit seinem jüngern Bruder Karl zu streiten.

Mit dem 10. Jahre kam er zum ersten Male nach Neapel, begrüßt von dem Rufe: „es lebe die Konstitution“, und nachdem König Franz in der k. Kapelle die Konstitution beschworen hatte, stellte er dem jungen Prinzen den General Guglielmo Pepe vor, mit den Worten: „Ecco il tuo Secondo papà, nostro benefattore.“ (Dies ist dein zweiter Vater, unser Wohltäter).

Die Erziehung wurde fast zum größten Theile Geistlichen anvertraut und die Auswahl war nicht die glücklichste. Auf ultramontane Lehrer folgten militärische und hier gab man dem jungen Prinzen zu Lehrern und Bildnern Männer, welche sich durch die größte Strenge auszeichneten. Ein besonderer Zug in dem Charakter des Königs ist der, daß er gern Geschäfte machte.

Seiner äußern Erscheinung nach ist der König hoch von Gestalt, jedoch wenig proportionirt, der Leib nimmt etwas weniger denn die Hälfte ein, die Lenden stehen sehr vor, der Kopf ist rund und dick, die Stirn niedrig, die Backen stehen vor, die Nase ist stumpf und aufgestülpt. Obgleich Sizilianer von Geburt, hat er doch nicht die bräunliche Hautfarbe, auch fehlt ihm das feurige Blut seiner spanischen Mutter, wie der bourbonische Typus. Seine Stimme hat etwas Naselndes, nur dann, wenn er kommandirt, wozu er von Jugend an gewöhnt, gewinnt die Stimme etwas Sonores, Schallendes.

Obgleich erst 46 Jahre alt, erscheint der König von Neapel seit 1848 wie ein Mann von mindestens 60 Jahren; sein Ange-

sicht ist rasirt und sein Haar grau; nur sein fester Gang gibt ihm noch etwas Jugendliches, Kräftiges, und seine feste Beharrlichkeit in Regierungssachen läßt ihn leicht als jenen energischen Regenten erkennen, als welcher er früher manchmal bewundert wurde. So lange er in Uniform erscheint, hat seine Erscheinung etwas Glänzendes, allein nicht so, wenn er in schwarzer Civiltracht, wie jetzt meistens, einhergeht — er hat dann etwas Düsteres, Abschreckendes, und d'Azala findet Aehnlichkeit mit dem Außern des Kaisers Caligula. Sein Benehmen ist übrigens gefällig, ohne Komplimente, und flößt das größte Vertrauen ein. So namentlich machte sein persönliches Auftreten auf den Erzherzog Karl von Oesterreich, welcher 1840 nach Neapel kam, und auch auf den Kaiser Nikolaus im Jahre 1847 einen sehr guten Eindruck.

Als 1825 sein Großvater, der König, im 66. Jahre seiner Regierung starb und sein Vater in seinem 58. Jahre die Regierung antrat, jedoch schon hinfällig war, begann der 17jährige Prinz bereits zu regieren und namentlich das Heer zu befehligen, in welchem er große Veränderungen vornahm.

Den 8. Nov. 1830 trat Ferdinand II. nach dem Tode seines Vaters die Regierung an. Die ersten Jahre derselben kündigten sich unter günstigen Ausichten an; vorzugsweise pflegte er das Militärwesen, ohne inzwischen ebenso für Herstellung des zerrütteten Finanzwesens Sorge zu tragen. Doch diese Epoche ist unsern Lesern zu sehr im Gedächtniß. 1832 verheiratete sich der König mit Christina von Savoyen, allein diese Ehe war nur kurz; die mildgestimmte Frau starb bereits am 31. Januar 1836. Schon den 9. Februar 1837 vermählte sich der König von Neuem mit Maria Theresia Isabella, der Tochter des Erzherzogs Karl von Oesterreich.

Was nun sein Verhältniß zum Staat selbst anlangt, so tadelt man den König wegen geübter Grausamkeiten, allein sie sind das Werk der Minister und des blinden Vertrauens des Königs in dieselben. Der König ist und war nur Militär, er gehört der alten Schule an, welche kein anderes Regierungsgesetz kennt, als: „ich will, daß es so sei!“ gleichviel ob es von Nutzen, ob von Verderben. Die Zahl der Revolutionen und kleineren Aufstände in dem Königreiche beider Sizilien war ungemein groß, und jede derselben forderte nicht allein zahllose Opfer zur Unterdrückung, sondern auch nach derselben wurden durch Urtheile noch zahllose Opfer dem Tode überliefert. D'Azala gibt eine ausführliche Darstellung dieser Bewegungen; durch ihn erfahren wir auch, daß der König, um seine Minister und Beamten besser zu beaufsichtigen, stets die Stellen gegenseitigen Feinden übergab.

Der Grund der Unzufriedenheit mit der Regierung des Königs ist ohne Zweifel faktisch in der Mißachtung der bestehenden Gesetze von oben her, und der Verleihung der öffentlichen Gewalt in Händen zu suchen, deren Ehrenhaftigkeit zum Theil sehr bezweifelt wird. Wir sehen deshalb den König, von diesen Ministern geleitet und selbst wenig eingeweiht in die inneren Staatsgeschäfte, immer mehr sich in eine Politik des ärgsten Absolutismus hineinzuarbeiten und durch die Konsequenzen dieses Schrittes zu neuen Schreckensurtheilen gezwungen, welche anstatt die inneren Unruhen zu dämpfen, den Samen der Aufregung zu ersticken, ihn vermehren und nicht die niedere Klasse des Volkes, sondern den Adel dem Regierungssystem verfeinden, sodas wir jetzt als Stütze des Thrones außer einem Theile der Armee nur die niederste Klasse des Volkes, die Lazzaroni, erscheinen sehen, indessen die konservative Partei einer Aenderung sich entgegensetzt, nicht durch Revolution, sondern durch den Einfluß der Großmacht.

Allgemein glaubt man an einen Regierungswechsel zu Gunsten des legitimen Thronerben, des Herzogs von Calabrien, von

dessen vorzüglichen Eigenschaften man eine Besserung der Zustände in jeder Beziehung hofft, denn es darf wohl hier nicht verhehlt werden, daß durch diese traurigen Jahre innerer Unruhen die Wohlfahrt des Landes sowohl, als auch Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften sehr gelitten haben, so viele Hülfquellen auch dieses gesegnete Land darbietet.

Aberglaube in der Bukowina.

Das griechische Fest des heil. Andreas, welches die orientalische Kirche alljährlich am 12. Dez. (30. Nov. alten Styls) feiert, ist für die niedern Schichten des Volkes in der Bukowina, das in jeder Beziehung noch wenig herangebildet ist, ein Tag, an welchem allerhand Aberglaube sich faktisch manifestirt; derselbe Aberglaube, der noch vor Jahrzehnten, vielleicht noch vor Jahrhunderten bei den Urvätern der dortlandigen Eingebornen sich aller Pflege und Würdigung erfreut hat, ohne daß Berufene an die allmähliche Ausrottung desselben Hand angelegt hätten.

Ich will es hier versuchen, den Aberglauben, dessen vorzugsweiser Träger das St. Andreasfest der Griechen ist, zur Kenntniß der Leser zu bringen.

Nicht so sehr der St. Andreasstag selbst, als vielmehr der Abend und die Nacht vor demselben sind die Zeit, welche Jung und Alt des abergläubischen Volkes beschäftigt hält. — Besonders sind die Mädchen rührig, welche von Haus zu Haus laufen, bis sich mehrere derselben in einer abgeschlossenen Kammer versammeln und an's Werk schreiten.

Fern den Argusaugen der männlichen Jugend, füllen die Mädchen eine geräumige Schüssel mit reinem Quellwasser und stellen sich im Kreise um die Schüssel auf, wobei jede 2 Wachskerzlein, auf Wachsfleibchen senkrecht stehend, in Bereitschaft hat, mit denen die heirathswessagenden Experimente gemacht werden.

Nach der Reihenfolge läßt jedes Mädchen die beiden Lichtlein auf dem Wasser in der Schüssel schwimmen, von denen eines das experimentirende Mädchen, das andere den Geliebten ihres Herzens repräsentirt. Die Bewegung jedes einzelnen Kerzleins und die Annäherung beider zu einander ist dann der Maßstab für die gegenseitige Neigung des liebenden Paares.

Wenn dann die Kerzenpaare aller anwesenden Mädchen die Reise vollendet, und die Mädchen sich satt gelacht und geneckt, wird die prophetische Schüssel bei Seite geschafft, wo dann zu andern wahrhaftigen Experimenten geschritten wird, unter denen die „Kuchen“ eine nicht unbedeutende Rolle spielen.

Es bereitet nämlich jedes von den zu diesem Behufe am Vorabende des St. Andreasfestes in einer separaten Stube oder Kammer versammelten Mädchen aus Brot, Mamaliga (Polenta) oder aus bloßem Teige einen kleinen Kuchen, auf ein Brett, welches den anderen Brettern angereiht und von der Eigenthümerin sorgsam bewacht wird, um es aus der Reihe der übrigen zu erkennen. Alsdann wird der Vater oder der Haushund zum Schmause geladen. Welchen Kuchen er sich vorerst schmecken läßt, um dessen Eigenthümerin wird demnächst gefreit werden. Nicht selten jedoch übergeht der feierliche Ernst, mit welchem die Mädchen dabei zu Werke gehen, in laut schallendes Gelächter, wenn der hungerige Gast sich mit Eins über alle Kuchen macht — und auf diese Weise der abergläubischen Deutung einen Poffen spielt. Wird auch das Experiment auf diese Art nicht vereitelt, so verstehen es manche Mädchen, insbesondere ältere Jungfrauen, den Kuchen reichlich Fett beizumengen und dadurch den Appetit des geladenen Schiedrichters, falls er nicht sehr hungrig wäre, zu rei-

zen — und auf diese Weise wenigstens für den Augenblick ihre Hoffnungslosigkeit durch den Applaus der versammelten Mädchen mit einer Illusionsblüthe zu schmücken.

Einer nicht mindern Pflege erfreut sich in der Nacht vor dem St. Andreastage auch das sogenannte „Pflöckbinden.“ Wenn die von der Tagesarbeit müden Eltern und jüngern Geschwister längst in den Armen des Schlummertodes liegen, schleicht das junge Töchterlein fachte aus der Stube und beginnt an der Gartenumfriedung die Pflöcke zu zählen. Zum neunten angelangt, kennzeichnet sie denselben mit einem farbigen Wollfaden.

Vor Anbruch des St. Andreastages verläßt die Maid ihre Ruhestätte, eilt geschäftig in's Freie, um nachzusehen, was sie sich in jüngster Nacht markirt.

Unbeschreiblich ist ihre Freude, wenn sie den Wollfaden an einem wohlgestalteten Pflöcke antrifft; im entgegengesetzten Falle kann sie sich wochenlang einer geheimen Trauer nicht erwehren, denn der Pflöck, meinen die Mädchen, bedeute die Wohlgestalt oder Häßlichkeit des zukünftigen Gatten.

An Burschen fehlt es dabei natürlich nicht, welche die Mädchen belauschen, und den Faden aus Muthwillen an den meist gekrümmten und ungestalteten Pflöck binden.

Die Katastrophe von Novara und die Abdankung Carl Alberts.

Als Carl Albert sah, daß seine Generale und seine Armee nicht fechten wollten, schickte er zum Marschall Radetzky, um einen Waffenstillstand nachzusuchen. Der Marschall erwiderte, daß er dem Worte Carl Alberts nicht traue, und weigerte sich, mit ihm zu unterhandeln. Beim Empfang dieser Antwort, die seine Generale mit der Versicherung begleiteten, daß es unmöglich sei, Alessandria zu erreichen, rief der König, im Hinblick auf das benachbarte Feld von Pavia: „Alles ist verloren, selbst die Ehre!“ Er entschloß sich nunmehr, abzutreten und den Herzog von Savoyen den Thron besteigen zu lassen. Es war dies nicht das erste Mal, daß der Gedanke an eine Abdikation in ihm erwacht war. Er ließ einst einen Theil der Abtei San Michele della Chiusa restauriren und die Ueberreste einige seiner Ahnen, welche früher in den Gewölben der Kathedrale geruht hatten, in derselben beisetzen. Unter diesen befand sich Amadeus VIII., der, nachdem er ein fröhliches Leben in Ripaille, an den Ufern des Lemanssees, geführt, von dem Concil von Basel zum Papst erwählt wurde. Die ungewöhnliche Laufbahn dieses Priesterkönigs machte einen starken Eindruck auf die Phantasie Carl Alberts. Die populäre Ueberlieferung verwerfend, die so allgemein verbreitet ist, daß „faille ripaille“ noch heute im Französischen ein üppiges Leben führen heißt, glaubte er oder schien zu glauben, daß sein Vorfahr und dessen sieben Ritter ein asthetisches Dasein in ihren sieben Schlössern verbracht hätten. Carl Albert war entschlossen, eine ähnliche Einstelelei, wie die von Ripaille, aufzusuchen, um beim Eintritt heftiger politischer Stürme sich mit Frau v. R. . . dahin zurückzuziehen und ein heiliges Leben zu führen.

Es ist sicher, daß er oft vom Abdanken sprach und zu bemerken pflegte, daß in keinem Fürstenhause freiwillige Thronentsagungen so häufig gewesen seien, als in dem von Savoyen. Man weiß nur von einem Falle, in welchem dieser Schritt offenbart bereut wurde. Nachdem Viktor Amadeus, der erste König von Sardinien, seine Macht an seinen Sohn abgetreten, wünschte er plötzlich, im Jahre 1732, sie wieder an sich zu bringen. Natürlich konnte man ihm dies nicht gestatten. Sein Sohn ließ ihn mitten in der Nacht nackt aus seinem Bett schleppen, von seiner neuer-

ehelichten Frau trennen, die man des Verlangens beschuldigte, Königin zu werden, und ihn in ein Gefängniß werfen. Wie dem auch sein mag, der geschlagene König unterzeichnete die Abdankungssakte, verließ seinen Sohn und Erben ohne Thränen, ohne ein einziges Wort herzlichen Lebewohls und betrat fast allein den trübseligen Pfad des Exils. Er entfernte sich ohne seine Generale oder seinen Sohn von seiner Abticht in Kenntniß zu setzen, und floh um Mitternacht vor dem beleidigenden Mitleiden derjenigen, die ihn geopfert hatten. Einige glaubten, daß er den Simplon auf seinem Wege nach der Schweiz passiert habe; Andere wollen ihn an der Grenze von Frankreich gesehen haben, Andere in der Nähe von Genua, Andere bei Hautecombe. Als die Kammern sich entschlossen, eine Beileidsdeputation an ihn abzuschicken, war er nirgends zu finden.

Am 26. März kam ein Mann, der sich Gamalero nannte, zu dem Intendanten von Nizza, dem Sohn jenes berühmten Santa Rosa vom Jahre 1821, der in seinem Werke die Prophezeiung aussprach: „Wehe über Piemont, wenn Carl Albert je dessen König werden sollte!“ Der erwähnte Gamalero brachte die Kunde, daß Carl Albert allein und als Pilger sich der Stadt näherte und unerkannt die Grenze nach Frankreich zu überschreiten wünsche. Der Intendant traute kaum seinen Ohren; die Nachricht von der Devoute bei Novara war noch nicht angekommen. Er eilte jedoch sogleich hinaus und empfing den gedemüthigten Monarchen in seiner Wohnung.

„Lassen Sie Niemand“, sagte Carl Albert, „meine Anwesenheit in Nizza erfahren.“ „Darf ich nicht die Königin und die Prinzen davon benachrichtigen?“ fragte Santa Rosa. Carl Albert erwiderte kalt, daß er an die Königin schreiben könne. Er fügte hinzu, daß es seine Absicht sei, sich nach Dporto zurückzuziehen, welches hinlänglich entfernt war, um allen Verdacht zu zerstreuen, daß er es je versuchen werde, sich wieder in die öffentlichen An- gelegenheiten einzumischen.

Carl Albert starb am 29. Juli 1849, augenscheinlich in der Ueberzeugung, daß er das Opfer, nicht allein der Umstände, sondern des Verraths sei. Als die Deputation der Kammer sich ihm an seinem Zufluchtsorte vorstellte, sagte er ihr geradzu, daß er verrathen worden, weigerte sich aber standhaft, die Verräther namhaft zu machen.

Die Ermordung des Erzbischofs von Paris.

Die Gräueltat in der Kirche St. Etienne du Mont zu Paris hat in der französischen Hauptstadt alle Politik plötzlich beseitigt und Aller Augen auf die große Schauerthat gerichtet. Nach einer Correspondenz im „Lloyd“ traf der Mörder den Erzbischof im Augenblicke, als er den Arm erhob, um den Segen zu spenden. Nach einer Mittheilung im „Droit“ wollte der Erzbischof sich eben in die Sakristei begeben, als ein Mensch auf ihn losstürzt, mit einer Hand das erzbischöfliche Gewand zur Seite schiebt und mit der andern ihm ein langes catalanisches Messer in die Brust stößt unter dem Rufe: „Nieder mit den Göttingen!“ Der Erzbischof sank augenblicklich zusammen und hauchte seine Seele aus. Der Mörder heißt Bergés, ist aus Neuilly gebürtig und 32 Jahre alt. Ueber die Veranlassung des Mordes lauten die Meinungen verschieden. Es wird erzählt, Bergés sei der kaiserlichen Kapelle attachirt gewesen und der Verlust seines Amtes habe ihn zu der Gräueltat geführt. Nach andern Mittheilungen ist der Mörder bereits mehrere Male seines Priesteramtes entsetzt worden, zuletzt, weil er in einer, auf gerichtlichem Befehl unterdrückten Brochure die Unschuld einer Weibsperson behauptete, wel-

Die die Affisen von Melun soeben wegen Vergiftung ihres Gatten verurtheilt hatten. Vergés verübte seine gräßliche That mit einer entsetzlichen Ruhe. Das Messer war 30 Centimeter lang und hatte eine drei Finger breite Schneide. Auf die Frage, ob er mehrmals zugestoßen, erwiderte er: „Nein! Einmal — ich hatte auf das Herz gezielt und wußte, daß ich gut getroffen!“ Den Ruf „nieder mit den Götinnen!“ erklärte er dahin, daß er damit gegen den „gottlosen Kultus der unbesleckten Empfängniß der Jungfrau“ habe protestiren wollen, wider den er auf der Kanzel gepredigt habe. Als man ihn nach den Motiven der That fragte, antwortete er: „weil ich meines Amtes enthoben war und man mir anzeigte, diese Exsuspension werde eine definitive sein. — Nach dem „Univers“ hat der Mörder zwei Stöße ausgeführt. Er war sechs Mal mit dem Interdikt belegt worden, weil er gegen die unbesleckte Empfängniß gepredigt. Er war am 24. Dez. in Paris angekommen und arbeitete noch fleißig am Tage des Mords in einer Bibliothek. Als er sich auf den Erzbischof stürzte, hat er nach dem „Univers“ laut gerufen: „man läßt einen Priester nicht Hungers sterben!“

Vergés sitzt in der Concinegerie. In dem letzten Verhör ist er in Thränen ausgebrochen und hat gestanden, seine That sei eine grauenvolle. — Der Tumult in der gedrängt vollen Kirche nach dem Morde war unbeschreiblich. Die Verwirrung gräßlich, die Aufregung fürchterlich. Ganz Paris hofft und wünscht, der Mordmörder möge sich zur Ehre der Menschheit als ein Wahnsinniger erweisen, und nicht als ein Ungeheuer, das eine That genügt um eine ganze Generation zu schänden, mit voller Zurechnungsfähigkeit ausführt. — Die Kirche in welcher der Mord vollführt wurde, ist so lange gesperrt, bis sie wieder neu eingeweiht ist.

Politischer Beobachter.

Die Pariser Conferenz hat beschlossen, daß die Grenzbestimmung in Bessarabien bis 30. März vollendet sein müsse, bis dahin sollen die Donaufürstenthümer und das schwarze Meer geräumt sein.

Das Schmollen der preussischen Blätter gegen die Kriegsbegeisterung der Schweiz ist noch nicht zu Ende. Die Kreuzzeitung will der Tapferkeit der Schweizer nicht zu nahe treten, aber die Phrasen mit denen man in der Schweiz herumwirft, nennt sie einen Schwindel. Sie macht, was wir bereits früher bemerkten, auch darauf aufmerksam, daß durch einen Krieg der Handel und die Fabriken der Schweiz einen ungeheuren Stoß erhalten würden. Man denke, sagt die „N. P. Z.“ nur an die Seidenbänder und die gestickten Cardinen, an die Ankeruhren und der Seenhütten dufreiche Fabrikate, — alles Artikel, deren Ausfuhr im Kriege doch etwas schwierig werden möchte. Die Unmasse der Hotels in der Schweiz, welche hauptsächlich den Fremdenbesuch angewiesen sind, würden größtentheils ruiniert werden, wenn einen Sommer hindurch bedeutend weniger Reisende in das Alpenland kämen. Die Budgets der Eidgenossenschaft und der einzelnen Kantone, sind in einem traurigen Zustande. Ueberall findet man Deficit und Armennoth. Credite zu bewilligen ist leicht, aber das Geld herbeizuschaffen für einen Krieg wie der Drohende, das ist schwer. Und wer würde nach der Beendigung des Kampfes der Zahlmeister sein? Das Volk der Schweiz! Betrachte

man dieses alles genau — und der Schweizer versteht zu rechnen — so ist die ausposaunte allgemeine Begeisterung eitel Schwindel. Die politischen Parteiungen wollen wir ganz umgehen. In der Schweiz gibt es wohl sehr viele Männer, welche den Krieg wünschen, aber wer sind diese? Solche, die nichts zu verlieren haben, und also zu gewinnen hoffen. Mitschreier für den Krieg mag es viele geben, die es aus Angst thun, um für keinen schlechten Patrioten zu gelten. Die schweizerische Tapferkeit ist geschichtlich bekannt und ihre Vaterlandsliebe sprüchwörtlich — aber dessen ungeachtet, darf man noch nicht an eine allgemeine Kriegsbegeisterung glauben. Die Schweizer sind Männer, welche ihr Leben eben so lieben, wie alle übrigen Völker. Aus dieser Expectoration wird der Schluß gezogen: Zwischen Preußen und der Schweiz kann und darf es nicht zum Kriege kommen!

Die Kriegsfrage in der Schweiz ist nach heute angelangten Berichten noch in dem alten Stadium. Kein Krieg, kein Friede. Kaiser Napoleon unterhandelt.

Verichtigung. In dem Programm der Mädchenlehr- und Erziehungsanstalt des Fräulein von Bantier (Kronstädter Zeitung Nr. 3) soll es unter den nicht obligaten Lehrgegenständen unter 5 nicht Neun, sondern 5. neuere Sprachen u. heißen,

Soeben ist im Verlage von Friedrich Manz in Wien erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Formularienbuch

für

Advokaten und Notare der österreichischen Monarchie.

Enthaltend die üblichsten Eingaben und Verträge zum bürgerlichen Gesetzbuche, zur Gerichts- und Concurs-, so wie zur Wechsel-Ordnung.

Gr. 8. Geheftet. Preis 3 fl. CM.

Da bisher keine terlei Sammlung von Formularien vorhanden war, welche bestimmt wäre, den Weg von der Kenntniß und dem Verständnisse der Theorie zur praktischen Anwendung der geschäftlichen Formen abzukürzen und zu ebnen, so wird das vorliegende Buch den Advokaten und Notaren, so wie überhaupt allen Juristen von um so größerem Nutzen sein, als es mit möglichster Vollständigkeit die verschiedenartigsten Zweige der Wirksamkeit eines Parteivertreters berücksichtigt und durch analoge Beispiele jeden einzelnen Fall erläutert.

3-3

Ganz neue Pilger- und Dominos verschiedener Farbe, so wie Charakter-Maskenanzüge sind hinter den Fleischbänken Nr. 317 um die billigsten Preise zu haben.

Wiener Börsencourse.

Vom 10. Januar.

5% Staats-Schuldverschreibungen	82 $\frac{1}{2}$
4 $\frac{1}{2}$ % „ 1852er	71 $\frac{1}{4}$
4% „	—
1839 Loose für 100 fl.	129 $\frac{1}{4}$
Zukunft, für einen Gulden	262 $\frac{1}{2}$ Para.
London, für 1 Pfund Sterling	10. 18 $\frac{1}{2}$
Banckactien	1041
Gold	9
Silber (Augsburg)	106 $\frac{3}{4}$
Nationalanlehen von 1854	83 $\frac{5}{16}$
Lottoanlehen von 1854	107 $\frac{1}{2}$

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.